

Guntram Zoppel

KUNSTSTÜCKE

DORNBIRN KRIMI

© 2022 Guntram Zoppel

Covergestaltung, Lektorat: Ulli Zoppel

Druck und Vertrieb im Auftrag:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschniede.at

ISBN 978-3-99129-793-2 (Paperback)

ISBN 978-3-99129-792-5 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Der Text ist Fiktion. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Dennoch können gewisse Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Die Kulissen der Stadt Dornbirn sind zum größten Teil real.

FÜR ULLI & MORITZ

Guntram Zoppel, Gymnasialdirektor im Ruhestand, lebt in Dornbirn und Wien, ist begeisterter Leser von Kriminalromanen, spielt leidenschaftlich schlecht Golf, macht Yoga, kocht gerne und ist viel auf Reisen. Kunststücke ist sein vierter Krimi mit Sandra Dorner als Ermittlerin.

PERSONEN

Caspar Huber, Inhaber der Galerie Artexchange

Tom Bechter, Geschäftsführer der Galerie Artexchange

Otto Neubauer, Bildhauer und Berater von Huber

Olga Malnikowa, verkrachte Opernsängerin

Frajo Weber, Architekt, Präsident des Kunstuniversums

Nicole Weber, Frau mit zu viel Freizeit

Hubert Ulmer, Impresario des Theaters Schaubude und Kulturvermittler

Fred Lerchenmüller, Totengräber

Heinz Kroisenbrunner, Bestattungsgehilfe

Schrepfer, unsteter Alkoholiker

Frau Maria, Haushälterin bei Huber

Leutnant Sandra Dorner, Leiterin der Polizeiinspektion
Dornbirn. Ihr Team: Andreas Lecher, Kevin Mäser, Ha-
nife Ilgec und das Faktotum Schorsch Walter

Lisa Fledderer, Chefin der Spurensicherung

Florian Hämmerle, Staatsanwalt

Und etliche mehr

OKTOBER

„Auch noch zu den Verpackten und schon Zugestellten. Spinnst du denn jetzt komplett?“

Schorsch Walter versucht Lisa Fledderer die Sachlage zu erklären. Er steht unter der alten Linde vor der Pforte zum Ewigen Leben, dem Eingang des denkmalgeschützten Friedhofs von Dornbirn. Das Handy am Ohr starrt er auf die Sinnsprüche, die über dem schmiedeeisernen Tor in großen Lettern geschrieben stehen.

„Hier endet Hass und Neid und alles Erdenleid“ – „Hier werden Arm und Reich, Hoch und Nieder gleich“

Stimmt so nicht, denkt er. Auch über den Tod hinaus geht hier das Irdische weiter, halt unter den Hinterbliebenen. Der auffällige Grabkult zeugt davon. Ein Grab ist protziger als das andere, der Blumenschmuck gleicht einem Wettbewerb. Anständige Erben, aber auch Schleicher, Fälscher von Testamenten und jenen, die Exhumierungen fordern, um im Nachhinein als Erben anerkannt zu werden, lassen sich nicht lumpen. Dornbirn hat da so seine eigenen Geschichten. Gerade deswegen ist Walter auf der Hut. Die Spurensicherung muss her. Eine Bagatelle ist das, was sie hier vorfinden, nicht. Durch die Wiederholung seiner Argumente will er Lisa Fledderer über-

zeugen, dass sie so schnell wie möglich kommen soll. Sie wird dringend gebraucht.

In seiner freien Hand klemmt eine Virginia. Schorsch Walter, der bullige Polizist hat schon vierzig Dienstjahre auf dem Buckel. Dem Faktotum der Polizeiinspektion Dornbirn wird von seinen Kollegen vorgehalten, wenig teamfähig zu sein. Allzu oft ist er durch seine eigenartigen Ermittlungsmethoden aufgefallen, meistens im Alleingang. Zielführend, aber vielmals am Rande der Legalität. Schlitzohrig halt, wie er von Natur aus ist. In letzter Zeit denkt er immer öfter daran, dass seine Pensionierung bald ansteht. Das beunruhigt ihn. Heute ist er schlechter Laune. Sein Kopf ist rot, die dicken Brillengläser sind beschlagen. Es gibt Tage, da gehen ihm alle auf die Nerven.

An diesem frühen Vormittag eines trüben Herbsttages sind keine Begräbnisse angesetzt. Auch die Pflanzen müssen bei dieser Witterung nicht gegossen werden. Die Rathausbediensteten scheinen schon bei der Arbeit zu sein. Der Parteienverkehr hat aber noch nicht eingesetzt, so sind kaum Leute unterwegs. Ein paar Wetterfeste stehen bei der Bushaltestelle vor der alten Post, um in die Höhe zu fahren. Sie hoffen, dass die Wolkendecke aufreißt. Vom Polizeieinsatz bemerken sie nichts.

Schorsch und Hanife Ilgec, die, nachdem der Anruf hereingekommen war, auf den Weg geschickt wurden, haben ihr Fahrzeug auf dem Parkplatz hinter dem Rathaus abgestellt. Hanife kommt mit Schorsch gut aus. Als sie nach Dornbirn versetzt wurde, haben sie viele gewarnt, dass man mit dem Dickschädel von Walter nicht

gut zusammenarbeiten kann. Sie versteht ihn aber zu nehmen, wie er ist.

Ein kurzer Blick auf die Grabstelle hat genügt, um festzustellen, was sich hier in der Nacht abgespielt hat.

„Das obere Tor habe ich geschlossen“, bringt sich der Totengräber ein und kratzt sich mit den dreckigen Fingernägeln die tätowierten Arme. Er ist ein alter Bekannter der Polizei und daher entsprechend nervös. Während Schorsch am Telefonieren ist, begeben sich Hanife, die kleine, junge Polizistin mit den raspelkurzen gelben Haaren und der Totengräber zu einer Sitzbank unter der Linde im kleinen Park vor dem Friedhof. Das Denkmal von hinten betrachtend, unterhalten sie sich über Tattoos und warten. Die Spinne, die an Hanifes Nacken hinaufkrabbelt, gefällt dem Grabschaufler.

Bürgermeister Johann Georg Waibel steht seit Jahrzehnten bronzen auf dem Sockel. Die rechte Hand auf den Stock gestützt, in der linken seinen Hut hinter den Rücken haltend, schaut er stoisch in Richtung Marktplatz, auf sein Dornbirn. Die Gemeinde, die zu seiner Amtszeit zur Stadt erhoben wurde. Seit ihm bei einer Demonstration in den 80er Jahren Kunstschaffende und aufgeregte Jugendliche einen steifen Penis mit dem Schild: Mehr Potenz für Dornbirns Kultur, umgebunden haben, erschüttert ihn nichts mehr. Kopf und Janker sind mit Taubenschissen übersät. Könnte er, hätte er viel zu erzählen, was sich in all den Jahren seit der Stadterhebung getan hat. Irgendwie ist er froh, dass er mit dem Rücken zum Oberdorf steht und er nicht sieht, was hinter ihm passiert. Es reicht ihm der Blick ins Zentrum und

bis an die Peripherie. Aus der einst verschlafenen Stadt ist mit viel Fleiß und Geschick der Bevölkerung und politischer Anpassungsfähigkeit eine Metropole im Rheintal geworden. Könnte er, würde er über die unlängst mit Stolz aufgestellten Bänke mit der Innschrift: Wir sind 50tausend, wissend lächeln.

Dornbirn ist groß geworden mit allem was dazu gehört. Die Innenstadt ist geprägt von einer weitläufigen Fußgängerzone, in dieser kommt das altehrwürdige Rote Haus, ein typisches Rheintalhaus aus Holz erbaut und mit Stierblut gefärbt, besonders zu Geltung. Ebenso die Stadtpfarrkirche im neoklassizistischen Stil mit freistehendem gotischem Turm.

Emsig geht es an den Markttagen zu, wenn aus nah und fern Menschen in die Stadt strömen, um die frischen Lebensmittel der Bauern aus dem Umland zu kaufen. In den Sommermonaten ist abends oft kein Durchkommen über den Marktplatz, wenn all die Gaststätten ihre Gärten auf dem Platz bewirten. Ein Hauch von Urbanität hat sich in den Jahren breit gemacht.

Weniger schön sieht es am Rand der Stadt aus. Planloses Wachstum, zubetoniertes Grünland, tägliches Verkehrschaos auf den Einfallstraßen. Aber die Dornbirner scheinen damit zufrieden. Man hat ja Hänge und Berge, auf die man fliehen kann, wenn es einem in der Stadt zu bunt wird. Die Distanz verklärt ihnen dann den Blick.

Schorsch, nachdem er das Telefonat beendet hat, begibt sich zu Hanife und dem Totengräber.

„Habt ihr’s gemütlich?“, donnert er mit seiner lauten Stimme und lässt sich ächzend auf der Parkbank nieder. Hanife kann den Grant des Alten fast greifen.

„Schade, dass der Würstl-Toni seinen Stand erst am Abend betreibt“, stichelt sie, um Schorsch endgültig aus der Reserve zu locken. Je schneller er ordentlich Dampf ablassen kann, desto besser. Sie kennt ihn.

„Filetbrot mit Knoblauchsauce und ein Pfiff, Kruzitürken das wäre es jetzt“, flucht er. Dabei dreht er seinen Kopf mehrmals von rechts nach links. Rechts in seinem Blickfeld ist der verwaiste Vorplatz des Rathauses. Dort bietet Würstl-Toni jeden Abend seine Spezialitäten an. Schorsch zählt zur Stammkundschaft. Links, auf der gegenüberliegenden Seite, das Gebäude der Mohrenbrauerei, wo gerade ein grüner Lastwagen mit dem unverkennbaren Logo der Brauerei den Hof verlässt. Das Gesicht des schwarzen Mannes, mit wulstigen Lippen, krausem Haar und einer markanten Nase scheint ihm zuzulächeln. Schorsch seufzt schwer.

„Denk nicht immer ans Essen.“

Schorsch zuckt mit den Schultern, grummelt Unverständliches und zündet sich mit einem Streichholz umständlich die Virginia an. Ein Zeichen, dass sein Groll, im wahrsten Sinne des Worts, langsam am Verrauchen ist.

„Wann kommt Fledderer?“

„Das dauert noch, wir warten.“

„Dein Kopf schaut ja aus wie ein Totenschädel, passt irgendwie. Wann hast du dir das stechen lassen?“, eröffnet Schorsch in seiner unkonventionellen Art die Befragung des Totengräbers.

„Noch nicht so lange her.“

„Dann erzähl uns einmal, wie das heute in der Früh war, als du zur Arbeit gekommen bist.“

Schorsch deutet Hanife, dass sie die Aussage mit-schreiben soll. Er selbst streckt die Beine von sich, lehnt sich zurück, widmet sich genüsslich der Virginia und hört dem Totengräber zu.

Heute gegen sieben Uhr ist er gekommen, um südseitig ein Arkadengrab auszuschaufeln. Er hatte schon mit der Arbeit begonnen, als ihn in einer Rauchpause, bei einem Blick über das Gräberfeld, etwas irritierte.

„Gesehen habt ihr es ja selbst.“

Das Grab von Luisa Ulmer wurde geschändet. Professionell. Der Totengräber weiß zu berichten, dass in der Erde vier Särge nebeneinander liegen. Luisa Ulmer, im hohen Alter verstorben, war etwa vor einem halben Jahr die letzte Sargbeisetzung auf dieser Grabstelle. Ihr Sarg liegt rechts außerhalb der Umfriedung, mittig unter dem Gehweg. Der Stein und das Blumenbeet sind nicht zu Schaden gekommen. Unmittelbar neben ihr ist das Familiengrab der Familie Spiegel.

„Ich habe das Grab für die alte Ulmer selbst ausgehoben“, kann sich der Totengräber erinnern. Er weiß noch von dem Theater, das die Familie Spiegel aufgeführt hat, als sie erfahren haben, dass Luisa Ulmer direkt neben Rochus Spiegel zu liegen kommt.

Die Familien, zwar aus derselben Straße, seien sich seit jeher spinnefeind. Irgendwas zwischen Rochus und Luisa war da zu Lebzeiten gewesen. Was, weiß er nicht. So etwas käme ja öfter vor. Dabei deutet er mit einer

Hand vage in Richtung der Gräber, die durch die Pforte auszumachen sind.

„Da hat jemand ganz genau gewusst, wo er graben muss“, sinniert der Totengräber. Er kann nicht sagen, ob der Täter bis zum Sarg vorgedrungen ist.

„Mittendrin, beim Ausschaufeln oder beim Zuschaufeln hat er aufgehört.“ Auf jeden Fall muss der Täter gestört worden sein. Schaufel, Bickel und Stirnlampe liegen einfach so hingeworfen da. Der Friedhof ist in der Nacht offen, das wissen aber nicht viele. Einen Grabplatz so gezielt auszuwählen, um zu graben, da braucht es Insiderwissen.

„Gib uns einen Tipp“, wirft Schorsch ein. Der Grabschaufler zuckt mit der Schulter.

„Vielleicht ein aufmerksamer Begräbnisteilnehmer“, überlegt er laut.

„Wieso redest du immer nur von einem Täter?“, will Hanife wissen.

„Eine zweite Schaufel fehlt, darum.“ Ah, Fachmann, das könnte stimmen. Hanife hakt gleich nach.

„Begräbnisteilnehmer, du und wer kommt sonst noch in F....?“ Der Totengräber schlägt sich mit der flachen Hand auf die Stirn und fällt ihr ins Wort.

„Na klar, der Bestatter natürlich und mein Kollege.“

„Videoüberwachung, gibt es hier so etwas?“, Hanife unterbricht die Mitschrift und blickt von ihrem Schreibblock auf.

„Nein.“ Der Totengräber zündet sich eine Zigarette an und erklärt warum. Die Menschen wollen das hier nicht, so hat die Stadtverwaltung davon abgesehen. Die

Seniorenvertreter sind nach wie vor massiv dagegen. Es gehe Niemanden etwas an, wer wem bei der Grabpflege behilflich ist, eine Gartenschere leiht oder gar nach einem langen Nachmittag mit Tratsch und Klatsch, Händchen oder sonst was haltend den Friedhof verlässt. Ihm wäre es lieber, es gäbe eine. Kurz holt er aus und erzählt, was er alles schon auf und zwischen den Gräbern gefunden hat. Vor allem im Sommer.

„Brauchst nicht ins Detail zu gehen“, stoppt Schorsch den Redefluss.

„Wie ist die Arbeit so als Totengräber?“, will Schorsch aber doch noch wissen.

„Wird immer besser. Die Urnenbestattung boomt. Da fällt die aufwendige Schauflerei in dem steinharten Boden weg.“

Schorsch steht auf, tötet am Holzzaun seine Virginia ab und schaut ungeduldig auf die Uhr. In dem Moment biegt der graue VW-Bus der Spurensicherung um die Ecke. Lisa Fledderer springt als erste aus dem Bus.

„Schorsch, schau, ich habe dir was mitgebracht!“ Sie hebt einen Papiersack mit der Aufschrift einer bekannten Metzgerei vor sich in die Höhe. Hanife muss grinsen. Schon eigenartig, wie alle um das alte Faktotum tanzen.

Das rote MG Cabrio aus den 60er Jahren braust mit überhöhter Geschwindigkeit am Gasthaus Engel vorbei und sticht rasant in die erste Kurve der Bergstraße in Richtung Bödele. Noch vor der nächsten Kurve röhrt der

Motor durch das Herunterschalten und gleichzeitige Bremsen gewaltig auf. Schlingernd ohne zu blinken biegt er nach links zum Kellenbühel ab und rollt beim zweiten Gebäude, der Pinselburg, ächzend aus.

Der akademische Maler ist verärgert. Er kommt gerade von einem Mittagessen aus dem Roten Haus. Das Essen, Chateaubriand mit Weinbegleitung, war ausgezeichnet. Der Verlauf des Gesprächs aber zum Vergessen. Es hätte nicht viel gefehlt und er hätte bei Tisch beinahe die Contenance verloren.

Aber nein, gegen alle Vernunft hat er es versucht und glatt eine Abfuhr eingefahren, obwohl man schon lange befreundet ist. Er hätte es wissen müssen. Ihm, der sich durch sein Schaffen in die Tradition der großen Dornbirner Maler einreihet, gerade ihm, will man zum 50sten Geburtstag keine Ausstellung widmen. Seine Forderungen seien zu hoch. Papperlapapp.

Das Argument, zu den unlängst durchgeführten Ausstellungen von Malern wie Luger, Kräutler oder Kalb, dass man so etwas nur in einem großen Rahmen aufziehen könne, wenn der Künstler bereits verstorben sei, und nur wenige Bilder auf dem Markt käuflich seien, ist an den Haaren herbeigezogen. Der Marktwert sei da einfach höher und daher das Geschäft besser, ein Unsinn. Soll er sich denn umbringen, nur dem Markt zuliebe? Sein Freund wird das noch zu bereuen haben. Mit der flachen Hand drischt er während der Fahrt mehrfach auf das Lenkrad.

Sein Partner hat so getan, als ob die impressionistischen Landschaftsbilder vom Blaumaler Alfons Luger,

die zahllosen eckigen und kantigen, expressionistischen Selbstbildnisse von Edmund Kalb oder gar die Wasserfälle und Holzarbeiter von Alfons Kräutler im heimatischen Stil, weit über seiner künstlerischen Leistung stünden. Eine Beleidigung.

Eigentlich sollte er ihm dankbar und entgegenkommend sein. Immerhin steht er ihm seit Jahren mit gutem Rat zur Seite und hat gerade unlängst wieder seine Expertise eingebracht. Er stellt für die Nebengeschäfte auch sein Atelier zur Verfügung. Gut, da muss er sich eingestehen, dass er an diesen selbst höchst interessiert ist. Bisherige Geschäftsbeziehung oder Freundschaft hin oder her, er wird sich etwas einfallen lassen. Einfach so hinnehmen will er das Ganze nicht. Obwohl ganz unrecht hat ja sein Freund wiederum nicht. Keiner versteht es besser als er, die alten Dornbirner Meister zu vermarkten und er selbst hat ja seine Finger auch dabei mit im Spiel.

Immer noch verärgert, dass man seinen Wünschen nicht nachkommt, stößt er die Tür zu seinem Domizil auf, wirft die Cabrio Haube, die Handschuhe und den karierten Schal auf die Garderobe und hastet hoch in den oberen Bereich des Turmes, in sein Atelier. Wenigstens hat er das. Vor ein paar Jahren ist es ihm gelungen, das Objekt zu kaufen und für seine Bedürfnisse zu adaptieren. Die einzige Bewunderung, die er dem Blaumaler zollt, ist die Errichtung dieses mit Erkern bestückten Turmes. Der Blick ins Rheintal ist phantastisch und die Lichtverhältnisse zum Arbeiten hervorragend. Um seinen Ärger und Frust abzuarbeiten, macht er sich daran,

ein weiteres Werk der Serie - Bausünden im Stadtbild - fertigzustellen. Großformatig.

Der lange anhaltende Applaus und die Bravorufe sind verklungen. Über einige Textpassagen noch laut lachend, die gelungene Aufführung nachbesprechend, schiebt sich das Publikum langsam aus dem Saal der Schaubude.

Das kleine Theater ist im Kopfbau der alten Stadthalle untergebracht, mitten in der Dornbirner Innenstadt. Es fasst nicht viele Zuseher und ist etwas heruntergekommen, dennoch nimmt es einen wichtigen Platz in der Kulturszene ein. Ältere Besucher freut es, dass man heute so frech sein darf. Sie können sich noch erinnern, dass Udo Jürgens im selben Haus verboten wurde „Es wird Nacht, Senorita“ zu singen und er es dennoch tat. Zum Twisten mussten sie damals mit dem Moped nach Lindau fahren und dabei aufpassen, dass sie nicht ihren Eltern begegneten, die dort im Insel-Kino klammheimlich einen Oswald Kolle Film anschauten. Etliche Zuschauer schwenken in Richtung Kantine, um dort noch etwas zu trinken.

Der Impresario der Schaubude hatte vor der Pause einen kurzen Auftritt. Den Rest der Aufführung verfolgt er stehend von der Hinterbühne und beobachtet die Reaktion des Premierenpublikums. Da sitzen sie, die aufs Korn genommenen Promis der Stadt, lachen begeistert darüber, dass sie im Text vorkommen, verstehen aber

die Botschaft nicht. Mit einem wird er dieser Tage noch reden müssen. Es könnte für sein Vorhaben von Nutzen sein. Vor der letzten Szene begibt er sich in die Kantine.

So war er schon beim zweiten Bier, als die Mitspieler des Puppentheaters verschwitzt und durstig, nach und nach aus dem Verschlag für das Spiel klettern. Die Akteure des Laientheaters gesellen sich zu ihrem Chef an den Stammtisch im hinteren, düsteren Bereich des in die Jahre gekommenen schmuddeligen Schankraumes. Manch einer hat noch die Stabpuppe der letzten Szene bei sich und lehnt sie beim Eintreffen dort behutsam an die Wand. Von den begeisterten Besuchern werden die Theaterleute mit Lob überschüttet.

„So einen Scheiß, was wir hier machen“, gibt sich der Chef streitlustig.

„Was ist denn jetzt los, tickst du noch richtig? War doch ein voller Erfolg“, kontert das Krokodil und schüttelt dabei ungläubig den Kopf. Als Verantwortlicher für die Finanzen des kleinen Kulturbetriebs ist ihm vor allem die Auslastung wichtig. Auch Kasperl und die Großmutter verstehen nicht, was da heute bei der Aufführung nicht gepasst hat.

„Seichte Kost ist das, was wir hier aufführen. Hört zu.“ Der Theatermacher blickt in die Runde, ordert ein weiteres Bier und holt aus. Sie seien damals als Querdenker angetreten, um die biedere Kulturlandschaft im Ländle aufzumischen. Frischer Wind sollte durchs Land pfeifen. Denen da oben, die die Kultur im Land bestimmen, wollte man es zeigen. Festivals wie Flint und die

Randspiele sind entstanden. Es kam Leben in die Kulturszene.

„Auch die Schaubude ist ein Kind dieser Zeit. Und was machen wir jetzt, wir spielen mittlerweile zahnlos seit dreißig Jahren unser Kasperltheater.“ Mit ein paar verwegenen Mitstreitern gelingt noch die eine oder andere Theaterproduktion. Das restliche Programm ist von Agenturen zugekaufter Kommerz. Es gibt zu wenig Genuines, Aufmüpfiges, Provozierendes. Wirkliche Kunststücke sollen der Schaubude wieder zu Glanz verhelfen.

„Ein Kulturkampf muss her, ohne Kampf wird alles zum Krampf.“

„Da hast du recht“, pflichtet ihm die Prinzessin bei. Sie redet ihm gerne nach dem Mund und macht sich dabei immer noch Hoffnungen, dass er sie einmal wach küsst.

Statt einer ausgelassenen Premierenfeier, entwickelt sich der restliche Abend zu einer kritischen Diskussionsrunde. Es fliegen die Fetzen.

„Wir treten eine Kulturrevolution los“, ist man sich dann letztendlich einig. Sie wollen es noch einmal wissen.

Ohne, dass es von den anderen bemerkt wird, verschwindet das Krokodil. Als einer der Jüngeren in der Truppe hat er das Geschwurbel der Alten, nach ein paar Bieren, satt. In der Kunst- und Kulturszene gelten heutzutage ganz andere Gesetze. Durch eine lokale Revolte ändert sich nichts. Das war vielleicht damals anders.

Gespannt ist er ja, wenn er die Jahresabrechnung vorlegt. Tiefrote Zahlen, kaum Belege für die Ausgaben. Da

muss sich der Herr Impresario schon etwas einfallen lassen, wenn er den kulturevolutionären Rausch ausgeschlafen hat und die Träume verflogen sind.

Die Geschäfte gehen gut. In der Stadt wird auf Teufel komm raus gebaut. Der Architekt sitzt noch spätnachts über den Plänen in seinem Büro, in der unteren Etage, des von ihm geplanten und erbauten Kubus aus Glas und Beton. Gelegen ist das auffällige Gebäude in Watzenegg, einer Bergparzelle oberhalb der Stadt. Der Bau besitzt mittlerweile Kultstatus und zieht Besucher aus nah und fern an. Eine Baugenehmigung dafür hat es nie gegeben. Den Abbruchbescheid der Stadt bekämpft er seit Jahren.

Sorgen bereiten ihm in letzter Zeit die Eskapaden seiner Frau. Zu ihrem bisherigen Spleen für exquisite Mode und teuren Schmuck viel Geld auszugeben, kommt der häufige Konsum alkoholischer Getränke, auch schon tagsüber. Und ja, die Gesellschaft, in der sie sich seit neuestem bewegt. Gegen Schmuck und schöne Kleidung hat er ja nichts einzuwenden. Sie ist eine attraktive Frau. Eifersucht plagt ihn.

Vor einiger Zeit hat er den Entschluss gefasst, sie zu observieren. Eine Detektei will er nicht ins Spiel bringen, das würde sich herumsprechen. Das will er auf keinen Fall. Jetzt wo er so gut im Geschäft ist, möchte er nicht zum Gespött werden. Bankauszüge, Korrespondenz, hin und wieder einen Blick auf ihr Handy, so kontrolliert er